

Abend-



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang

32.

Donnerstag, am 16. August 1849.

Paracelsus.

Sein Leben, sein System und seine Bedeutung.

Dargestellt

von

Friedrich Saß.

„Es wächst kein gelehrter und wahrhaftiger Mann von tödtlichen Schulmeistern geboren, nicht von uns selbst und der von oben herab geboren wird, derselbig hat Discipul, verlassen denselbigen auch Discipul.“

Paracelsus.

Die großen Geister strahlen durch den Dunstkreis ihrer Zeit wie wunderbar flammende Sterne und eben darin, daß sich das einsame, kräftig begabte Individuum jenem Alpe triumphierend entringt, der die Allgemeinheit trostlos belastet, wird ihre Größe und ihr Ruhm lebendig gefeiert. Nicht also ausschließlich in dem, was sie positiv thaten und erstrebten, sondern in wiefern die Sonne ihres Geistes mit den Nebeln und Wolken ihrer Zeit gewaltsam zu kämpfen hatte, eben in ihrem subjectiven Verhalten zu ihrer Zeit liegt ihr lange nicht genug gewürdigter Glanz. Wir haben demnach, wollen wir wahrhaft seine Größe feiern,

das Individuum, durch dessen Brust die Sterne einer fernen Zukunft schon wunderbar leuchten, in seinem Entwicklungsprozesse und grellen Conflicten mit der apathischen, indifferenten, vorurtheilsvollen und verdammenden Gleichzeit ernst zu erforschen, wir haben zu sehen, wie es den Kost eines altersgrauen Wissens und der eingefressenen Vorurtheile rückwärtslos von sich schleudert, wie es durch seine fecken Sprünge sich mit einer beschränkten Gegenwart überwirft und in seinem innern Feuerdrange die ferne Zukunft, welche ihm selbst im Busen wunderbar dämmert, der Menschheit eben zu retten sucht, welche es selber mit einem wilden Kreuzige! anheult. Jener Name, den dieser Aufsatz an seiner Stirn trägt, der wunderbare Name Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus de Hohenheim schwirrt ohne Zweifel durch viele Gemüther wunderbar und klingt wie ein Abracadabra. In ihm erschließen sich vielen die blauen, geträumten Wunder der Astrologie und Alchymie, in ihm ist alles Wunder und anziehend und demungeachtet giebt sich im übergroßen Kreise der Gebildetenwollen fast Niemand eine richtige Vorstellung von jenem seltsamen Manne, der diesen Namen trug und der, während die kleine Schaar der Eingee-

weiheten die markige Fülle seines Wesens bewundert und ihn als den Emancipator der neuern Natur- und Heilwissenschaften in der Stille verehrt, der, sage ich, wo man seines ruhmwürdigen Namens zufällig und verkehrt erwähnt, noch mit einem taschenkünstlerischen Cagliostro zusammen geschlagen und als ein marktschreierischer Charlatan nichtswürdig abgethan wird.

Ich halte es demnach für besonders verdienstlich und zeitgemäß, die vielfach verschrobenen Vorstellungen von einem Heroen der Weltgeschichte durch eine allgemeinsäßliche Darstellung möglichst zu berichtigen und aufzuklären und unsern alten Paracelsus in seiner weltgeschichtlichen Wichtigkeit und in seinen heroischen Verdiensten zu schildern, an denen weder Motte noch Rost fressen wird. Unsere Gegenwart verschwendet so viel gutmüthigen Geldbettel an steinerne Monumente und Jubiläen... so reiche sie nun doch auch wenigstens dem alten verkannten Paracelsus, der dreihundert Jahre im Grabe ruht, die Kronen seiner großen Verdienste zurück. Sie denke doch nicht kleinrämerisch, daß dieser Paracelsus nur für die Aerzte und Naturforscher, höchstens noch für Philosophen von abgeschlossener Wichtigkeit sei, sondern sie setze ihn würdig als ein würdiges, stolzes Gestirn an den nationalen Himmel unseres Vaterlandes, wohin er wahrhaftig gehört und zwar dicht neben Martin Luther, seinen großen Contemporanen, dem er in vielfachen Hinsichten ähnelt und nahe verbunden war.

Uebrigens ist der folgende Aufsatz weder für die gelehrten Kenner der medizinischen Literaturgeschichte, weil diese hinlänglich die große Bedeutung des Paracelsus durchschauen und würdigen, noch für eine nur verflüchtigende Lectüre niedergeschrieben und zusammengestellt. Er soll, wünscht wenigstens der Verfasser, mehr anregen als peinlich ausmalen und den überhaupt gebildeten Leser auf die bedeutsame Würde und die große Weltstellung eines Mannes aufmerksam machen, den er vielleicht blindlings zu seiner eigenen Beschämung verkannte und der bei all' seinen Verdiensten doch mit den heterogensten und seltsamsten Schwächen behaftet war. Paracelsus ist ein ganz anderer in seiner vereinfachten Persönlichkeit und ein ganz anderer als das relativ passive Werkzeug im

Entwicklungsgange der großen Geschichte. Die Franzosen haben ihn „le célèbre docteur, qui reforma les sciences et donna au XVIe siècle une impulsion prodigieuse“ zum flachsten Helden eines historischen Romanes: „Un médecin d'autrefois par Fabre d'Olivet“ auseinandergeschraubt, dagegen in Deutschland bekränzten ihn wieder, nach langer Verkennung, die berühmtesten Männer, wie Haller, Zimmermann, Schelling, Oken, und noch vor Kurzem hat Dr. Leupoldt, dieser um die medizinische Literaturgeschichte vielfach verdiente Professor zu Erlangen, ihn wissenschaftlich gewürdigt. Aber der Ruhm, die wahrhaft verstandene Anerkennung des Paracelsus trat noch niemals, was sie so sehr verdient, aus dem beschränkten einseitigen Gesichtspunkte der medizinischen Wissenschaftskreise in's nationale Bewußtsein herüber und eben dafür zuerst zu wirken wurde der Zweck dieses Aufsatzes, der mit Ernst und Redlichkeit unternommen wurde, wenn er auch nur mit schwachen Kräften durchgeführt worden ist. Die Nachrichten über das abenteuernde Leben des Paracelsus sind zu zerbröckelt und zu unstät, als daß sich schon durch sie der Paracelsische Charakter zur richtigen Welt- und Zeitanschauung bringen ließe, sie vermitteln auch nicht einmal die wichtigen Fragen und Lichtströme, welche von ihm hervorgeflossen sind bis in die Neuzeit, und eben deshalb wird es ein Act der Nothwendigkeit, wenn, bevor der wahrhaftige Paracelsus theils als Person, theils als Werkzeug im Entwicklungsprozeß der Geschichte hervortreten und wahrhaft aufgefaßt werden kann, hier die Geschichte der Medizin in kurzer Andeutung von Galen bis in jenes nebelgraue, mittelalterliche Dunkel und zu jenem entscheidenden Wendepunkte vor unsern Blicken vorüberrollt, wo nach geschichtlicher und wissenschaftlicher Nothwendigkeit ein fühner Emancipator von den Aristotelisch-Galenischen Ketten auferstehen mußte. Und wahrlich, im Paracelsus sprang er gerüstet hervor, wie eine gepanzerte Pallas aus dem Hirne Kronions.

Wenn sich im alten Hippokrates die Medizin ihre erste Stufe einer gewissen Unabhängigkeit vom mythischen Religionscultus und eine Anfangsart wissenschaftlicher Selbstfreiheit errungen hatte, so ging sie doch bald nach ihm aus der

ganz indifferenten, Hippokratischen Einheit, die noch nirgend Theorie und Empirie sondern mochte, sondern beide ganz kindlich naiv neben, ja in einander fortleben ließ, zu den allerverschiedensten Differenzen ab, wie das bei jedem organischen Entwicklungsprozesse immer mehr oder minder geschieht. Was im Hippokrates gleichsam ein schöner, dämmernder, subjectiver Morgentraum im goldenen Perikläischen Zeitalter war, das sollte nun im Verlauf der folgenden Zeiten durch die angestrengteste Arbeit mühselig, also nicht träumerisch, sondern mit dem lebendigen *νοῦς* erworben werden und man mußte sich also ernst und einseitig versenken in alle Einzelakte des Lebens und aller einseitigen Systeme, die, so verschieden und widerstrebend unter sich, doch noch alle zur höhern Einheit der medizinischen Wissenschaft innerlich strebten. Aber zu lockend wurde das Sichverlieren im bunten Wirrwarr der philosophisch aufgesplitterten Systeme, die, vom kindlich-indifferenten Hippokrates alle auslaufend, wieder zu eben demselben Hippokrates, aber zum wissenschaftlich bewußten führen sollten, und bald sah man über selbstgepflanzte Bäume die Waldung nicht mehr. Die dogmatische Schule, zu der die Jünger und Söhne des Hippokrates selber schwuren, verloren den wahren Hippokrates bald in der einseitigen Richtung ihres Theoretisirens und wurde sein empirischer Erfahrungsapparat nicht noch schlimmer, als wirklich, verabsäumt, so erklärt sich dieses durch den bewegenden Einfluß der Aristotelischen Philosophie, welche mit abstrakter Spekulation das Empirische glücklich zu vereinigen wußte. Aus dieser dogmatischen Schule entwickelte sich dann unter den Ptolemäern das Alexandrinische System im wunderbar blühenden Alexandria und stellte sich als successiven Uebergang zur entschieden empirischen Schule dar. Die vielfach mißglückten, sich wolkenhaft jagenden Spekulationen hatten nun endlich, wie es immer geschieht, zum kräftigsten Skepticismus in der Philosophie geführt. Man glaubte nur noch, was sinnlich war, man vernachlässigte alle Physiologie, man entschlug sich aller ernst wissenschaftlichen Richtung, und wie überhaupt in dieser Zeit die frische Blüthe des hellenischen Volkes bereits verdorrt und der elastische Sinn für freie Wissenschaft meistens erstorben

war, so neigte man sich nun gerne zur bemäntelnden skeptischen und epikuräischen Philosophie, die, selbst ein Symptom dieser Zeitstimmung, alles Höhere und Ewige niedertrat. Asklepiades von Bithynien legte schon wieder 100 v. Chr. den Grundstein zu einem neuen Systeme, das methodische nemlich genannt. In der Silberstadt, wo sich die blendende Weltpracht sammelte, wuchs es langsam heran und während es vorgab, den alten Dogmatismus und Empirismus wieder zum wahren, alten Hippokrates wissenschaftlich vermitteln zu wollen, schleimte es sich selbst, wie das wissenschaftslose Rom, in eine Leukippische Atomistik zurück. Darauf versuchte im Gegensatz zu dieser Atomistik das bekannte Pneuma, mit dem man, während es selbst an einseitigen Neuerlichkeiten wissenschaftslos verloren ging, das Leben im Organismus in allertiefster Wahrheit nicht nur dynamisch, sondern selbst psychisch zu erklären trachtete, in der pneumatischen Schule einen erhebenden Umschwung. Weil diese indeß, eben so wenig wie ihre Vorgängerinnen, obgleich auf platonischen Basen und den stoischen Pantheismus gegründet, nirgend die scharfen Dissonanzen, in denen der alte Hippokrates traurig zerstückt und zerbrochen war, würdig zu sühnen vermochte, so überschlich bald allen medizinischen Zustand eine düstere Verzweiflung, jeder suchte sich aus den Trümmern der hallenden Systeme zu retten, ohne wahren Sinn für freie Wissenschaft da und dort einen Balken fortzuziehen und ihn in seiner armseligen Hütte selbst zu gebrauchen. So erhob sich der abgeplattete Episyntetismus oder auch Eklekticismus. Aber die klassische Weltanschauung hatte sich bald in sich selbst überlebt, das ängstliche Flicken am Dache nützte nicht mehr, die Kellerbalken waren verfault. Der Genius des römischen Weltreichs senkte trauernd die Fackel. Alle Zustände schwankten, dunkle Mächte brauseten mahnend und prophetisch in die entartete Zeit. Auch in der Medizin blieb es nicht ruhig, und es ist höchst beachtenswerth, wie die Heilwissenschaft, bei weitem mehr als jede andere Wissenschaft, mit den gewaltigen Weltzuständen immer harmonisch zusammenklang. Im Perikläischen Zeitalter, als Griechenland sich auf dem Gipfel seines klassischen Lebens wiegte, feierte sie ihre

freie Geburt; als das klassische Alterthum nieder sank, zerbröckelte sie eben so wieder und nur eine starke Galenische Faust hielt das einmal Zusammengeraffte zusammen; im ganzen Mittelalter war sie nur eine aufgeputzte, scholastische Leiche, und als die Neuzeit begann, als ein Luther die Welt zur Besinnung rief, stieg im Paracelsus, in ihrem Luther, auch ihre Neuzeit prophetisch hervor.

Galen reformirte freilich nicht, wie Paracelsus später erschütterte, aber er conservirte gewaltsam und rettete die hippokratischen Trümmer mit allen vereinzelt Bausteinen der demolirten Systeme in sein aristotelisch-dialektisches Haus. Seine Zeit war entartet, Epikuräer hatten die Philosophen verdrängt, ein Caligula, ein Nero hatte gewüthet, alle Formen des klassischen Alterthums waren gesprengt und harrten des Untergangs. In Trajan, in Hadrian und in den Antoninen leuchteten noch ein Mal wieder freundliche Herbstsonnen in die nächtigen Nebel hinein, und nur im letzten entscheidenden Momente, wo noch zu retten war, eilte Galen von Pergamus gewaltig herbei und rettete von der antiken Heilkunde, was er nur irgend vermochte. Aber dem Christenthume, welches lebendig zu leuchten begann, durchaus nicht befreundet und sich nirgend versenkend in die erhebenden Lebenskeime dieser beginnenden christlichen Welt- und Lebensanschauung, blieb er und seine zusammengeraffte Lehrart noch immer mit klassischem Formentande behaftet und in abschreckender kalter Erstarrung. Er behauptete drei Grundkräfte im thierischen Organismus und zeigte der natürlichen Kraft die Leber, der psychischen das Herz und der thierischen das Gehirn als eigenen Aufenthalt an. Mit diesen drei Grundkräften correspondirten drei verschiedene Pneuma's, augenscheinlich nach der Platonischen Ansicht, wie überhaupt denn Galen schon ernster als alle Vorgänger in den Kreis seiner Reflexionen die Seele ruft. Die vier Empedokleischen Elemente wandte er auf den menschlichen Organismus an und brachte mit ihnen seine vier Cardinalsäfte in reguläre Verbindung. Als Dogma stellte er *contraria contrariis* auf, und eben dagegen hat Paracelsus, aber nicht in Hahnemann'scher Manier, seine Blitze geschleudert. Das gigantische System, eine bewunderns-

würdige Mosaik aus antiken Trümmern, gründete er auf die Philosopheme des Aristoteles, speicherte Hippokratische Ansichten ohne innere Verbindung umher und hielt das Gebäude durch schlagende Dialectik wenigstens äußerlich straff zusammen, während im Innern freilich der Mechanismus und Schematismus in seiner traurigen Trümmerexistenz und dünnen Nacktheit umherliegt. Wer nur jemals die aus der Aristotelischen Schule hervorgegangenen Bücher von den Problemen gelesen hat, kennt diesen erbarmungslosen Mechanismus hinlänglich. Viel dialectischer Schein und überraschende Definition, aber gar wenig originale Kraft und freie Lebensdurchleuchtung. Sagen muß man, die alte Philosophie und Medizin wurde im Galen zum letzten Male dialectisch zusammengebaut und aneinandergesügt, aber aus den gewaltigen Rissen des nun verwetternden Römerreichs sproßte schon die frische Blume des Christenthums balsamisch hervor, und eben das Christenthum blieb allen Galenisten entfremdet. Der Galenismus stand da, wie ein alter, durchwetterter, heidnischer Mecke, als sich der große Welttag der alten Geschichte nun herbsteilich düster zu Ende neigte, und als die entkräftete Menschheit, nachdem sie sich lange in den größten Differenzen rastlos umhergejagt hatte, sich endlich unter dem ruhefächelnden Fittig des Christenthums im Indifferenz- und Nachtzustande des dunklen Mittelalters verlor. Alle philosophischen, alle religiösen Systeme zerfloßen im gaukelnden Abendgold; Pythagoras wurde mit Zoroaster verknüpft, der Neuplatonismus flackerte mit orientalischen Emanationstheorien phantastereich wie eine Nachtlampe umher und alle kalt systematische Philosophie lösete sich in bizarren Poesieen auf und Alles verkündete deutlich das dunkle Nahen der mittelalterlichen Nacht. Aber dennoch, die alte Galenische Medizin suchte sich ebensowohl dem Genius jeder christlichen Welt- und Lebensanschauung, als auch dem unmittelbaren Anfluge der mittelalterlichen Nacht zu entziehen, und verharrte deshalb in der wunderbarsten Isolation mitten im Wirbel und Umschwung aller bestehenden Verhältnisse auf einer trostlosen Reproduction der alten Galenisch-Aristotelisch-Hippokratischen Lehrart. Sie blieb außer dem Christenthum.

Während dieses den Menschen als ein sittliches, individuelles, freigeistiges Wesen in enger Beziehung zur Heilkunde dargestellt wurde, beharrte der Galenismus unerschütterlich in antiken Naturalismus und, weil das Alterthum historisch geschlossen und nicht mehr fort zu entwickeln war, so versank er immer tiefer in das unfruchtbarste Sichselbstcompliciren, in polyhistorische Durchframung ohne jeden lebendigen Lebensakt. So bildete sich dem heidnischen Galenismus natürlich zur Seite und ganz aus dem Bedürfnisse der schwärmerischen Zeit und des Christenthums unter dem christlichen Priesterstande eine Medizin, die aus religiöser Phantasie und aus nackter wissenschaftsloser Empirie seltsam gewürfelt war. Der alte gelehrte unverbesserliche und sich selbst hypochondrisch zerschneidende Galenismus fristete sich dazwischen eine kümmerliche Existenz, und als die Indifferenznacht des Mittelalters am düstersten drückte, war er durch Abendmahl und Weihwasser, durch Reliquien, Exorcismen und Gebete, durch Mönchs- und Nonnenorden ganz aus der Praxis auf sein altes, heidnisch-aristotelisches, theoretisches Lehrgebäude zurückgewiesen, wo er sich fröstelnd erging und mit medizinischer Scholastik die morschen, zerbröckelnden Wände mühsam zu füllen versuchte. Nun aber leuchtete durch die Wolkennacht des Mittelalters ein flammendes, wunderbares Meteor, ich meine nemlich den Arabismus, und während im Christenthum alle Heilkunde entweder zur tiefsten Verachtung (nemlich der antike Galenismus) oder zum köhlerhaften Aberglauben (nemlich die mystische Religionsmedizin) herabgetreten war, rettete sich ihr besseres Selbst unter den Islamismus zurück, dort einen Schimmer ihres alten, wissenschaftlichen Selbstbewußtseins erhaltend, wenn dieser Nimbus von Alchymie und Astrologie auch allerdings nicht selten wie Charlatanismus erscheint. Von Alexandria floß zu den Arabern die medizinische Anregung über; die athenischen Platoniker, von den orthodoxen Christen verjagt, übertrugen die alten Schriften in's Arabische und beförderten so wohl den schnellen Bildungsproceß dieses Volkes, welches wohl wie ein Blitz leuchtete, aber auch wieder verschwand. Fez und Marokko wurden berühmte Akademien, und besonders Cordova in Spanien

leuchtete weithin durch das verdunkelte Abendland mit seinem phantastischen Schimmer von Wissenschaft. Dennoch hat dieser gelehrte Arabismus in unserer europäischen Kultur nur wenig nachhaltige und reife Früchte abgesetzt, denn er entbehrte durchaus der wissenschaftlichen Tiefe und bewegte sich verführerisch in phantastischer Bildung. Für die Medizin, obwohl in ihm Rhazes und Avicenna glänzten, wurde er noch um so weniger nahrhaft, da er ebenfalls dem alten Galen lieber nachbeten, Vorhandenes lieber compiliren, als in wissenschaftlicher Selbstthätigkeit ein Selbstständiges leisten wollte, aber er zeichnet sich wenigstens selber als die natürlichste Uebergangsepisode von der phantastischen Mystik im Anfang des Mittelalters zu dem sich nun empor bringenden Extreme der scharfen Scholastik. Die Scholastik wollte das Christenthum als die christliche Kirche vor dem individuellen Bewußtsein wissenschaftlich rechtfertigen, und da sie in der biegsamen, Aristotelischen Dialectik die kräftigsten Hilfsstruppen fand, so lief sie nun mit dem alten Galenismus im heidnischen Aristoteles concentrisch zusammen und führte jenen aus seinem dogmatischen Lehrgebäude, wo er schon in sich zerfallen wollte, auf's Neue in's Christenthum kameradisch zurück. Die religiöse, formelle Scholastik also und der Galenismus halfen sich beide gegenseitig und sympathisch auf. Ihnen beiden war die schwungreiche Mystik entgegengesetzt. Gegen diese kämpften sie beide, und beide blähten sich in gewaltigster Form und mit innerm Nihilismus dictatorisch empor, während dagegen die Mystik, von religiöser Seite, durch den Neuplatonismus begünstigt, der Kabbalistik, der Dämonologie und Theosophie, von medizinischer Seite aber der Astrologie, der Magie und Alchymie, vom Arabismus gefördert, schwärmerisch nachspürte und sich darin concret auszubilden bestrebte. Im fünfzehnten Jahrhunderte endlich, als bereits Gutenberg's Erfindung und die Geburt der Universitäten auf eine hellere Zukunft deuteten, hatte sich endlich die Mystik, nachdem sie sich lange mit der allverbreiteten Scholastik, theologisch mit den Kirchenvätern und medizinisch mit dem Galenismus vergeblich gemessen hatte, so weit ausgebildet, daß

ste hoffnungsvoll ihre schwärmerischen Propheten und wilden Herolde hinausfenden durfte in die dämmernde Welt. Vom Hieronymus Cardanus hat wohl jeder gehört, und Michel Nostradamus, der große Astrologe und Wahrsager dieser befruchteten Zeit, spukt im Roman und in deutschen Spinnstuben noch immer phantastisch umher.

Wir sehen, meine Leser, also jetzt die Morgen-sonne eines großen, neuen Weltgeschichtstages hinein in das Dunkel der mittelalterlichen Nacht leuchten, aber noch nicht mit der festen, verständlichern Strahlenklarheit des wolkenlosen Mittags, sondern mit dem so wunderbar träumerischen Golde des Morgens, der die nächtigen Wolken hier phantastisch umröthet und dort die ahnenden Hochpunkte genialisch umspielt. So — nur so müssen wir Alle andächtig in die erste Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts zurückschweifen, denn dort eben grünte die geschichtliche und wissenschaftliche Frühlingsaat, welche in unsern Tagen theilweise gereift ist oder noch reifen soll. Das Copernicanische System läuterte damals die Weltanschauung, Amerika war entdeckt, der bedeutungsvolle Seeweg nach dem fernen Hindostan wurde gefunden und erfüllte die Menschheit mit wunderbarem Drange und ahnender Neuheit, große Mystiker schweiften vielfach aus den Fugen der dürrn Scholastik, Künstler wie Leonardo da Vinci und Albrecht Dürer schlangen die Fackel, große Dichter wie Camoens und Ariost tönten gleich Memnonssäulen, bald sollte auch Shakespeare erwachen; Regenten, wie Maximilian I. und Carl V. traten hervor, und das Größte, die Reformation der christlichen Kirche, fiel in diesen gährenden, schwangeren Zeitpunkt. All dieses Große und Glühende, die ganze Farbenpracht dieser phantastischen Mystik war gegen die weite Autorität der ausgezogenen, breiten Scholastik gerichtet. Die große Geburtswehe der Neuzeit war da, die Welt arbeitete convulsivisch an ihren Befreiern, und wie wir oben bemerkten, daß kirchliche Scholastik und Galenismus sich immer brüderlich stützten und beide im Aristoteles fest in einander verschmolzen, so mußten nun auch, um das ganze scholastische Buchsloch consequent zu vernichten, durchaus zwei Reformatoren auftreten, der eine gegen die Kirche, der andere

gegen den Galenismus hin, verschiedenartig wirkend und doch nur dasselbe erschütternd. Wir finden diese zwei gewaltigen, schwungreichen Emancipatoren im Luther und im Paracelsus. Luther verbrannte die Bullen des Papstes, und Paracelsus übergab in seinem Lehrsaal zu Basel den Galen und Avicenna auf eben dieselbe Weise den vernichtenden Flammen; — beide von einem Geiste durchglüht.

Jetzt wurde der Leser, denke ich, schrittweise zu jenem Standpunkte geführt, wo er das persönliche Auftreten des Paracelsus in den Beziehungen zu seiner Vorzeit und Zeit und in den Ahnungen für seine Zukunft wohl richtig würdigen mag; wir haben das große Gerüst gebaut, auf welches er selber hintreten wird. Ehe wir ihn als den großen Emancipator, als das räthselhafte Werkzeug im stetigen Gang der Geschichte betrachten, wird es erwünscht und zweckmäßig sein, ihn hier in seinen persönlichen Lebensumständen zu zeichnen, obgleich wir dafür nur die dürftigste Quelle besitzen. Wir müssen uns meistens halten an seinen Geist, der aus seinen Bestrebungen und seinen Schriften genialisch hervorgeht.

(Fortsetzung folgt.)

Stephan Ludwig Noth,

evangelischer Pfarrer in Meschen.

Ein Stern am Horizont des siebenbürgisch-deutschen Volksthum ist untergegangen. Dieser in dem letzten Halbjahr so mannichfach heimgesuchte deutsche Volkstamm hat neben den Unbilden des blutigen Bürgerkrieges, den die unglückselige Politik einer magyarischen Fraktion über die Gauen Siebenbürgens herausbeschwor, neben gänzlicher Zerrüttung seiner materiellen Zustände, neben der Aufreibung seiner männlichen Jugend und der theilweisen Verwüstung seines Vaterlandes, auch den Tod eines seiner edelsten Männer und Patrioten zu beklagen — den Tod eines Mannes, der den Standpunkt, den er als gereifter Jüngling,

voll Liebe zu seinem Volke und zum allgemeinen Besten, eingenommen hatte, in keinem Augenblick seines thätigen mühevollen Lebens verließ. Das Wohl seines Volkes nach Kräften zu fördern hatte er sich zur Lebensaufgabe gemacht, der er bis zum Winter seiner Tage nachjagte; denn er hatte gar früh den schweren Stand seiner durch die Stürme von sieben Jahrhunderten so hart mitgenommenen Nation erkannt; er hatte die Gefahren kennen gelernt, die dem auf fremden Boden verpflanzten Sprößling der deutschen Eiche von allen Seiten drohten. Diesen Gefahren sollte vorgebeugt werden. Die Nation, seit ihrer Einwanderung in die neue Heimath, durch Kriege und Seuchen mitgenommen, hatte an Extensivkraft abgenommen; dieser Mangel mußte durch intensive Reproduction ersetzt werden. Dies erkannten die Edlen der Nation, und waren daher, jeder in seiner Weise, unablässig bemüht, dem von fremden Elementen bedrohten und beinahe überflutheten Deutschthum eine innere Stütze zu geben, und das geistige, moralische und ökonomische Uebergewicht, an welchem bisher jeder Sturm einen mächtigen Widerstand gefunden hatte, auf immer höhere Stufe zu erheben.

Unter diesen Edlen stand der evangelische Pfarrer Stephan Ludwig Roth obenan. Mit ausgezeichneten Eigenschaften des Verstandes und des Herzens versehen, war er ganz dazu geschaffen, der Mann seines Volkes zu werden. Nachdem er sich auf Deutschlands Hochschulen — der einzigen Verbindung des siebenbürgisch-deutschen Volksthum's mit dem Mutterlande, vorzüglich in Tübingen zum Theologen, und darauf in der Schweiz in Pestalozzi's Schule zum Pädagogen gebildet hatte, betrat er, in's Vaterland zurückgekehrt, am Gymnasium zu Medwisch, an welchem er später Rector wurde, das Feld seiner Wirksamkeit. Hier verpflanzte er all das Schöne und Wahre, das er aus Deutschland mitgebracht hatte, auf den Boden, den er mit sorgfamer Hand pflegte, und wirkte des Guten die Fülle. Von Medwisch rief ihn das Vertrauen und die Liebe nach Nimesch, wo er als Seelsorger durch seine feurigen Reden, seine Menschenfreundlichkeit und sein biederes Wesen sich die Zuneigung seiner Gemeinde im vollsten Maße erwarb. Hier war

es, wo er in ländlicher Zurückgezogenheit seinen regsamen Geist mit besonderer Wärme den Interessen seiner Nation zuwendete. Besonders war es der Landmann — im siebenbürgischen Sachsenlande der Urtypus eines echtdeutschen Charakters — und die Landwirthschaft, welchen er seine Aufmerksamkeit widmete, und durch welche letztere er mittelbar auf das Besserwerden losarbeitete. In dieser Richtung ließ er mehre Schriften erscheinen, z. B. „die Verarmung im Sachsenlande“, „die Dreifelderwirthschaft“ u. s. w.; er war die Seele eines inmitten des Sachsenlandes bestehenden landwirthschaftlichen Vereins, und suchte durch die Einberufung württembergischer Einwanderer auf die Vervollkommnung der Landwirthschaft einzuwirken. Durch letzteres Verfahren besonders machte er sich die Magyaren zu Feinden. Als diese auf dem 1841er Landtag in Clausenburg mit dem wahnsinnigen Ansinnen austraten, die Sachsen sollten Magyaren werden, es sollte in den Schulen magyarisch gelehrt und von den Kanzeln magyarisch gepredigt werden, da war es neben andern Wackern wieder Noth, der solch ungerichter Zumuthung in einem Schriftchen: „Der Sprachkampf in Siebenbürgen“, auf eine würdevolle Weise entgegentrat. In der Vorrede dazu schrieb er: „und wenn meine Feinde glühende Lauge über mich schütten sollten, so sitzen meine Haare noch fest, daß mir vor einer Glaze nicht bangt.“ Wegen dieser Schrift sollte er vor ein Fiscalgericht gestellt werden, als aber die Magyaren dies nicht durchsetzen konnten, blieb es auch diesmal nur bei dem Hasse. Auf dem Felde der siebenbürgischen Journalistik war seine gewandte Feder ebenfalls thätig, und im Verein für siebenbürgische Landeskunde war sein Name einer der ersten.

Vor drei Jahren rief ihn das Geschick als Seelsorger nach Meschen. Mit jugendlicher Begeisterung und unermüdlichem Feuereifer für die Wohlfahrt seines Volkes war sein reger Geist nunmehr mit der Idee beschäftigt, „Charakter, Sittenreinheit und Redlichkeit in dem Volke zu erhalten“ und eine Brücke zu bauen zwischen dem Siebenbürger Sachsenvolke und den fernen Stammverwandten. Und diese hohen Zwecke wollte er durch Gründung einer Schul- und Kirchenzeitung

erzielen, deren Erscheinen nur durch die eingetretenen politischen Wirren verhindert wurde.

Als die sächsische Jugend im August vorigen Jahres — erfaßt von der hohen Zeitidee und erkennend, daß bei dem überall erwachten Nationalitätsgefühl sich gerade die Jugend, das Hoffnungsgrün der Zukunft, ermannen müsse, wenn das deutsche Wesen in den Gauen der Karpathen nicht zum bloßen Schein werden sollte — einen Bruderbund schloß, in welchem sie sich gelobte, daß sie den deutschen Geist durch deutsche Bildung, deutsches Turnwesen, durch Wehrhaftmachung und die Verallgemeinerung des volkstümlichen Gesanges hegen und pflegen wolle, da war es wieder Stephan Ludwig Roth, den sich die Jugend zum Obmann erkor und an die Spitze ihres heiligen Unternehmens stellte. Denn er war ein Mann der Jugend; er hielt es mit der Jugend. Seine Ideen finden einen herrlichen Nachklang in den Adressen, welche die sächsische Jugend bei dieser Gelegenheit an die Vertreter der deutschen Nation in Frankfurt und an die akademische Jugend Deutschlands verfaßte.

In der im Anfang des vorigen Jahres durch die unselige Unionsfrage zwischen dem Magyarismus und dem Siebenbürger Deutschthum herbeigeführten Geisterkluft, in welcher die Sachsen, gestützt auf das Recht, welches die Natur uns allen gleichmäßig verlieh, den Sieg davontrugen, stand Roth wieder in den vordersten Reihen. Er wollte das Wohl seines Volkes nicht einer unausführbaren Idee, erzeugt in einem hypermagyarischen Gehirn, als Opfer anheimfallen lassen, und sprach sich daher freimüthig gegen ein Bündniß aus, das den Sachsen weder ihre selbständige Verfassung und Verwaltung, noch den freien Genuß ihrer nationalen Rechte gewährleistete. Der Bürgerkrieg brach in Siebenbürgen aus. Als ein Mann des allgemeinen Vertrauens, von entschieden unparteiischem Charakter, wurde Roth vom damaligen Commandirenden in Siebenbürgen, Baron Buchner, in einige Theile des vom Bürgerkrieg zerrissenen Vaterlandes als bevollmächtigter Commissär geschickt, um daselbst die Verhältnisse zu regeln und der Anarchie vorzubeugen. Er nahm den Antrag an und erfüllte seinen Beruf mit der strengsten Gewissenhaftigkeit. Nach der Einnahme

von Medwisch und Hermannstadt blieb Roth bei seiner Gemeinde in Meschen, mit dem Entschluß für sein Volk, dem er zeitlebens so treu gedient, nöthigenfalls auch zu sterben. Dem erließ eine allgemeine Amnestie für alle politischen Vergehen. Roth ließ sich von ihm, um der Rache seiner langjährigen Feinde nicht ausgesetzt zu sein, noch einen speciellen Schutzbrief erteilen. Doch alles dies half nichts — er ward ein Opfer der schrecklichen Revolutionspolitik. Er wurde aus dem Schooße seiner Gemeinde nach Clausenburg abgeführt, wo der Staatsanwalt Krisbay im Namen des Staates die öffentliche Klage gegen ihn erhob, daß „er der Anordnungen des Rebellen Anton Buchner, des Hauptstüdlings, der die Unterjochung des Vaterlandes und die Ausrottung des magyarischen Geschlechts beabsichtigenden österreichischen Dynastie in Siebenbürgen sich thatsächlich, und ohne dazu gezwungen worden zu sein, angenommen und in diesem Sinne den Feinden des Vaterlandes große und wesentliche Dienste geleistet habe.“ Der Angeklagte versuchte nicht sich zu vertheidigen, sondern legte nur gegen das improvisirte Standgericht und dessen würgerische Formen Protest ein, indem er sich auf die Amnestie und den von Bem erhaltenen Schutzbrief berief. Aber die Amnestie und der Schutzbrief wurden nicht beachtet, und an dem Unglücklichen das Todesurtheil am 11. Mai 5 Uhr früh durch Pulver und Blei vollzogen.

So endete ein deutscher Mann! Er starb den Märtyrertod für seine Nation, „mit welcher er es stets wohl meinte, ohne es mit den anderen Nationen übel zu meinen.“ Sein Tod hat das sächsische Volk gerechtfertigt, den Namen seiner Richter, den Namen der revolutionären ungarischen Regierung, die ihre eigenen Verordnungen mit Füßen trat, gebrandmarkt.* Seine Gebeine liegen in fremder Erde. Kein Denkstein bezeichnet die Stätte, welche die irdischen Ueberreste des

* Das ist, was uns demüthigen muß, daß selbst in dem Edelsten, Höchsten das Gemeine, Fämmerliche im Menschen sich geltend macht. Wenn Freiheitshelden windischgrägen, oder ein Alexander Humboldt (ich ehre ihn, indem ich das Von weglasse) Hofmann ist, dann zeigt es sich, wie erbärmlich unvollendet die Menschheit ist! S. L.

Patrioten birgt. Die Nation durfte ihm die letzte Ehre nicht erweisen, aber sie weinte im Stillen um den Dahingeshiedenen, und sehnt sich nach der Stunde, wo sie, befreit von den drückenden Fesseln, dem Gefeierten ein Denkmal setzen kann — ein Denkmal der Liebe und Verehrung. Der Geist des Gestorbenen wird fortleben in den Herzen des Volkes, in welche der Lebende eingewachsen war, und aus seinem Blute wird einst der Friedensengel erstehen, der die entzweiten Völker Siebenbürgens zu brüderlicher Umarmung ermahnen und ein allgemeines Versöhnungsfest stiften wird.

Ein Deutscher aus Siebenbürgen.

Die Russen in Pesth.

Die tricoloren Fahnen und Fähnlein waren von den Thürmen, Häusern und Häuschen verschwunden. Kossuth mit seinen Ministern hatte die Stadt verlassen und mit ihnen eine kleine Völkerwanderung von Gravirten und Proscribirten. Die Oesterreicher waren in Ofen und ein paar Stunden später die Russen in Pesth eingerückt.

Bei der gebauten Brücke fanden wir durch theils aufgestellte, theils gelegte Lanzen ein rundes Lager abgesteckt; außerhalb des Kreises standen mit Stricken an das improvisirte Gitter gebunden die Pferde und ließen es sich aus den befestigten Futtersäcken wohl sein.

Ich habe oft mit wahrem Seelenvergnügen gelesen, wie weit uns die Araber in der Duldung voraus sind, und während wir civilisirten Europäer uns ein halbes Jahrhundert bereits mit der Frage beschäftigen, ob die Frauen und Juden zu emancipiren sind, weil die Frauen und Juden nicht handeln sollen, während wir, sage ich, über diesen Gegenstand Geduld und Dinte erschöpfen, haben die Araber bereits längst die — Pferde emancipirt. Im steinigten und unsteinigten Arabien gehört das Pferd zur Familie, es bewohnt das Zelt, es nimmt Theil an den Familienfestlichkeiten, es wird zur Tafel gezogen und in Arabien gilt der Grundsatz: „Ein Pferd ist so gut ein Mensch wie ein Anderer.“ Mehr oder

minder ist dieses patriarchalische Zusammenleben allen Nomadenvölkern eigen.

Ich erinnerte mich daran, als ich sah, wie die Pferde der Kosacken ihren Reitern auf's Wort gehorchen. An der Donau standen nemlich ein Paar arabische Emancipirte und tranken das Wasser des deutschen Stromes; da — auf einen Zuruf der Kosacken — spitzten sie die Ohren, hoben die gesenkten Köpfe und, plötzlich umkehrend, sprengten sie, ein jedes seinen Herrn suchend und findend, zum abgesteckten Kreise zurück. Innerhalb dieses Kreises hatte man wieder aus zusammengestellten Spießens Zelte errichtet, die durch die aufgehängten Waffenröcke den darunter Liegenden Schatten gewährten. An den kleinen Feuern siedete in eisernen Töpfen das Wasser, in welchem eine Art arabischen Zwiebacks weich gekocht wurde, der, wie man mir sagt, stets und überall mitgeführt, und, vier Mal des Tages zubereitet, größtentheils und hauptsächlich die Nahrung dieser Natursöhne ausmacht. Unsere üppige Natur mag ihnen paradiesisch scheinen, und ein russischer Lieutenant äußerte unlängst, daß er nicht begreife, wie es in einem so gesegneten Lande auch nur einen Malcontenten geben könne. Viele Gewächse und Früchte sind den Kosacken natürlich, sowie ihr Gebrauch unbekannt, und mit einem heiligen Schauer sah ich unlängst einen russischen Infanteristen rohe Gurken und grüne Paradiesäpfel verzehren. Da die Meisten unter ihnen ein wenig slavisch und Viele polnisch verstehen, so unterhielten sich Einige vom Volke in dieser Sprache mit den nordischen Reitern, und Alle rühmten mir die Höflichkeit als auch die Gemüthlichkeit der Russen, ein Urtheil, das sich jetzt in allen Kreisen, sowohl über die Offiziere als auch über die Mannschaft im Dienst festgesetzt hat. Ein Lächeln nöthigte die übersetzte Frage eines Kosacken der Menge ab, der, auf die Donau zeigend, wissen wollte, ob dies die Weichsel sei?

Einen sehr freundlichen Eindruck macht die Frömmigkeit der fern hergekommenen Gäste auf das Publikum. Jeder Russe trägt nemlich ein Kreuz von Platina am Halse und genießt nichts, ohne es bevor eingeseget zu haben. In demselben Augenblicke ging ein Stubenmädchen, die beim Anblicke der schmucken Krieger ihre gallopi-

rende Gast etwas mäßigte, an dem Lager vorüber. Ein Kosack machte das Kreuz über sie, bevor er ihr einen beim Volke so gefühlsbezeichnenden Stoß mit dem Ellbogen beibrachte; aber das Kreuzmachen schien dies Mal erfolglos gewesen zu sein, denn der Satan guckte dem Mädchen aus den schwarzen Augen, als sie den frommen Soldaten anlächelte. Der gebändigte Sohn der Wildniß bückte sich sogar, eine Gurke aufzuheben, die ihr durch die Bewegung aus dem Körbchen entfallen war, und als die Holde rasch weiter ging und ihm die grüne Gurke in der Hand zurückließ, betrachtete er einen Augenblick das zurückgelassene Liebespfand, um es dann gemüthlich zu verspeisen; wieder ein Beweis, daß uns der Norden in Bezug auf die Minne voraus ist; denn welcher Liebhaber im Osten hat schon in der Gluth des Herzens den Blumenstrauß verzehrt, den ihm die Theure vielleicht gegeben? Während ich dies schreibe, brauche ich bloß aus meinem Fenster zu blicken und die russischen Sitten und Gebräuche fliegen mir wie gebratene Tauben in den Mund. Es ist früher Morgen; sie stehen beim Brunnen und verrichten ihre Abwaschungen. Das Haar wird gekämmt und zierlich in die Mitte abgetheilt, die Kleider gereinigt und dann nach vollendetem Morgenanzuge das Gebet gehalten, wobei sie sich stets nach Sonnenaufgang wenden und unzählige Kreuze schlagen und Verbeugungen machen. Mittlerweile kühlt das Wasser schon, in welchem das russische Brot oder der Zwieback aufgeweicht wird, den sie aus den Eisenkesseln genießen. Und dann zur Arbeit. Wenn ich sagen sollte, was sie machen, ich wüßte es nicht anders zu bezeichnen, als mit den Worten: sie machen Alles; der Eine schneidet aus Holz einen neuen Sattel; der Zweite überzieht einen bereits geschnittenen mit Leder; ein Dritter näht sich ein paar Schuhe, wozu ein Viertes die Sohlen fertigt; ein Fünfter bessert an seinen Kleidern, während ein Anderer Hemden zuschneidet, die er dann mit linker Hand hestet. Diese Vielseitigkeit giebt uns einen großen Aufschluß über die Lebensweise der Kosacken und belehrt uns, wie wenige Zeit diese Krieger am häuslichen Heerde zubringen. Die nordischen Steppenreiter sind auf dem Pferde zu Hause; sie eilen wohl nur im Fluge durch Stadt

und Dorf und müssen deren Ansprüchen an viele Errungenschaften der Civilisation so viel möglich selbst genügen.

Zu Mittag wieder warmes Wasser mit etwas wenigem Zwieback. Wie der rothe Faden in den englischen Schiffstauen, so geht der Zwieback durch das Leben eines Kosacken.

Die Arbeiten der russischen Soldaten werden durch Gesänge belebt. Heimathslieder, in denen der Don und die Wolga rauschen, in denen der Nordwind die Steppen durchfährt, in welchen die fortgezogene Kibitke gegen Schnee und Unwetter ringt; vielleicht auch hat schon irgend einer von ihnen das Leben der „Njemzja“, wie die Deutschen russisch genannt werden, in Reime und Melodie gebracht, und summt das Lied in späteren Jahren durch die Steppe saufend. (De. L.)

Bedürfniß und Genuß.

Genieße, wer nicht glauben kann, die Lehre
Ist ewig wie die Welt; wer glauben kann,
entbehre!

Dieser Ausspruch Schiller's scheint auf den ersten Blick mit der gewöhnlichen Entsagungsmoral, die der Christenheit alle Tage vorgepredigt wird, nahe verwandt zu sein, und ihr das Wort zu reden. Denn die Priester der Kirche haben nun einmal dem Glauben eine größere Bedeutung beigelegt als dem Genuß. Schiller stellt es uns frei: entweder zu genießen oder zu glauben; der Glaube macht selig, heißt aber der Trumpf, den die Kirche ausgespielt hat. Suchen wir uns mit unserem Dichter zu verständigen. Bedürfniß heißt der Grund des Glaubens und Genießens; Bedürfniß, die tiefste, innere Nothwendigkeit, das Urgefeh in Allem, was da lebt und webt. Der Fisch bedarf des Wassers, die Pflanze des Lichts, der Vogel der Luft, und Wasser, Licht und Luft bedürfen wiederum einander und Anderer, um nicht aufzuhören zu sein, was sie sind; Bedürfniß heißt das innere Band, welches sich um alle Welten schlingt. Was ist, bedarf; und je umfangreicher die Bedürfnisse in Einem und Demselben sich

gestalten, desto vollkommener und desto abhängiger, desto freier und gebundener zugleich steht das Bedürfende da. Und so ist der Mensch unter allem Seienden das Vollkommenste und das Abhängigste, das Freieste und Gebundenste zugleich, denn der Mensch bedarf des ganzen Alls. Die menschliche Natur ist so angelegt, daß sie, vom ersten Anbeginn ihres Auftretens, weit mehr und weit länger bedarf, als alle anderen Wesen. Noch ehe er an's Licht tritt, bedarf er im Mutterleibe mehr denn das Thier, größerer Schonung und Sorgfalt. Angst und Sorge, Schrecken und Kummer sind im Stande, ihn schon früher zu tödten, als er lebt. Welch' ein zartes Geschöpf, das schon im Mutterleibe, länger getragen als ein anderes, unter dem bloßen Gedanken leidet oder gedeiht! Welch' eine edle Natur, die sich so früh schon empfänglich zeigt für die geistige Welt, die schon so früh der Liebe und Pflege bedarf! Neun Monate, meinen wir, ginge der Schooß unserer Mütter schwanger mit der Menschenfrucht; neun Monate nur? Ach die Mütter tragen ihre Kinder wohl neun Jahre lang und länger; denn viel bedürftig sind die Kleinen, und ehe sie zur Selbstbefriedigung ihrer Bedürfnisse gelangen, hat das Thier schon ausgelebt. O gewiß, dies Geschlecht war von Ursprung an zu einer Glückseligkeit auserlesen, zu einem Wonnedaſein, von welchem es weit entfernt sein muß, da es jedes Bild von einem irdischen Paradiese als eine hohle Träumerei verfolgt und für thöricht hält, es zu verwirklichen. Zahllos ist die Reihe geistiger und materieller Bedürfnisse der menschlichen Natur; natürlich ist die Befriedigung dieser Bedürfnisse, unnatürlich aber die Hindernisse, welche von vorn herein dem bei weitem größten Theil der Menschen bei diesem Drange nach Befriedigung ihrer natürlichen Bedürfnisse in den Weg treten. Diese Hindernisse haben dem natürlichen Bedürfnisse eine krankhafte Richtung gegeben und widernatürliche Genüsse erzeugt. Man gehe nur in die großen, künstlichen Steinhausen, Städte genannt, und betrachte sich ihren innern Organismus, so wird man für diese Behauptung tausend Belege finden. Wo wäre da Einer, der nicht spräche, er bedürfe des Glückes, der Liebe, der Freiheit, der vielen leiblichen Bedürfnisse nicht zu gedenken, und wo

wäre eine Schwelle, hinter welcher eine ungeschmälerete Befriedigung dieser Bedürfnisse, ein reiner Genuß des Bedürftigen stattfände! Ein solcher ist weder denkbar noch möglich — wirft man mir ein, und ich behaupte nicht das Gegentheil, sondern denke vielmehr, daß sich im ganzen Haushalt der Natur und im Menschengeschlechte in ihm Bedürfnis und Genuß ewig beschränken müssen; eine vollkommene Befriedigung aller Bedürfnisse des Lebens würde das Bedürfnis eben vernichten und den Menschen zum trägen, elenden Fleischklumpen machen. Aber der Mensch soll zur Erkenntnis aller seiner natürlichen Bedürfnisse gelangen und zu den Mitteln, sie zu befriedigen. Dies ist zur Entfaltung und Bervollkommnung seines Geschlechts absolut nothwendig, aber eine Bedingung, welche der heutige Zuschnitt der Gesellschaft nicht einräumt. Es giebt ein Bedürfnis und einen Genuß, die dem Menschen erst diejenige Weihe geben, welche den Gott in ihm erkennen läßt; dies ist das Bedürfnis, sich zum Wohle Anderer zu entschlagen. Zum Wohle Anderer! Der ascetische Priester, welcher hungert, um zu hungern, ist ein Narr und verdient die Hiebe, welche er sich versetzt. So ist wohl die englische Armentaxe ein solcher höherer Genuß des sittlicheren, edleren Menschen? O nein, geht mir mit all Euren Armentaxen, Hospitälern, Versorgungs- und anderen Anstalten, die den Schein der Tugend für sich in Anspruch nehmen. Der reiche Engländer, welcher jährlich ein hübsches Stämmchen an die Armen zahlen muß, muß es eben, will er nicht, daß das Proletariat endlich seinem natürlichen Bedürfnisse Folge leistet und wie ein hungriger Wolf über ihn herfällt; die sittliche Gesellschaft muß eben Häuser bauen für den Vagabunden und Kranken, um sich vor ihm zu sichern. Nur das freiwillige Entschlagen und Entschlagen des Genusses zu Gunsten Anderer macht die Tugend. An dieser Tugend sind wir arm, für diese Tugend ist das Bedürfnis in uns erloschen. Lassen wir unsere ganze Gesetzgebung den natürlichen Bedürfnissen des Menschen einmal an, so wird sich's zeigen, wie morsch und jämmerlich unsere gesetzumgürtete Gesellschaft bestellt ist. Ja, es giebt einen Genuß im Nichtgenießen, ein Bedürfnis nach Nichtbedürfnen, ein Genießen im

Glauben, das selig macht und dem Herzen Frieden bringt; aber wir kommen nur auf dem Wege des Genusses selbst dahin, und um diesen Weg betreten zu können, müssen die Grundbedingungen der heutigen Organisation der Gesellschaft einer Reform unterworfen werden.

Froh zu sein bedarf man wenig,
Und wer froh ist, ist ein König!
sagt ein altes Volkslied, dessen Sinn falsch wie sein Reim, wenn unter dem Wenig nicht eben das vorhergegangene Viel verstanden wird. Könige bedürfen in der That wenig, um in ihrer Weise froh zu sein: des Reichthums, des Glanzes, der Menschenpuppen und was weiß ich? Aber was ist Reichthum, Glanz, was sind Maschinen, die auf ein Commandowort durch Feuer und Wasser gehen? Der wahre Frohsinn bedarf des Freundes, bedarf der Sicherheit, daß Niemand trauert und Noth leidet, während er sich König fühlt. Jenen frohen Glauben, welchen Schiller meint, anzubahnen, ladet uns die Erde seit Jahrtausenden ein, zu diesem Werke bietet sie uns einen Reichthum, der nimmer erschöpft, einen Raum, der nimmer überfüllt werden kann. Genießen, um glauben zu können, das ist die Losung des Socialismus, genießen nach dem Urgefeß des natürlichen Bedürfnisses. G. Schirges.

Buß- und Strafpredigt

des

Paters Freyerlein.

Bestellet Euer Haus lieben Brüder! denn der Welt Ende ist nahe. — Wisset: Drei neue Kometen mit ungeheuren Feuerschweiften stürmen gegen unseren Erdball heran. Ueberall vulkanische Blähungen. Es heult, es rollt, es brüllt, es kracht und donnert im Innern unseres armen Planeten, gleich als hätte er ein Vomitiv in seinen Eingeweiden. Feurige Meteorflugeln spuken durch die Luft, zerplagen mit entsetzlichem Knall, und schütten einen Steinregen auf unsere Köpfe herab. Dazu Wassernoth und alle Zeichen und Vorboten der Sündfluth; idem Hungernoth, Mißwachs,

Biehsterben, Hagelschlag, Raupenfraß, Pestilenz u. — Schrecken und Verwirrung herrscht durch die ganze Welt. Die Menschenkinder wüthen gegen einander wie die Hottentotten; Todtschlag und Raubsucht, Völlerei und Presserei, Lug und Trug sind an der Tagesordnung. Dazu die überschwengliche Sündfluth von Narren, poetischen und ästhetischen, prophetischen und magnetischen, mystischen und puristischen, südlischen und gemüthlichen. — Daß Gott erbarme! — Der Aberwitz predigt von Kathedern und Kanzeln, die Unvernunft spielt den Lehrer und Befehrer, die Weisheit wird geknüttet, die Gerechtigkeit wird gefoltert, die Wahrheit wird geknebelt, die Tugend wird kasteiet und die Unschuld zerbläuet. Das Oberste ist zu Unterst gekehrt; die Welt ist worden ein Krankenhaus im Untergeschoß und ein Narrenhaus im Obergeschoß. — Daß Gott erbarme! — „Woher kömmt das?“ fragt Ihr. — Wisset lieben Brüder! Unser Erdbplanet ist aus seiner Bahn gerückt, und dreht sich nun wie eine ausgelassene Dirne in einem wilden Walzer herum. Daher der Schwindel und die Drehkrankheit, so die Menschheit ergriffen hat, daher das tolle Blut, die überhand nehmende Narrheit und Raserei, die zügellose Begierde, die Unzucht, der Todtschlag, der Einbruch und der Ehebruch; daher der Scepticismus, der Atheismus, der Jakobinismus, der Materialismus, der Fatalismus und Fanatismus, der Mysticismus, der Magnetismus, der Paroxismus und tausend andere Ismen; daher die Heiden und die Freigeisterei, und eben daher das bevorstehende Ende der Welt. — — Freigeisterei? hinc illae lacrymae! Das eben ist die heillose Seuche, woran das gegenwärtige Geschlecht krankt. — Freigeisterei! Eine lüderliche geschminkte Mäze ist's, so die Larve der Weisheit vornimmt, und die hartlose Jugend mit schlüpfrigen Reden in's Garn lockt. „Verlache Bibel und Gesetz! — so predigt sie — verspötte das Alter!! gehorche keiner Obrigkeit! betrüge Eltern und Vormünder! und fahre mit Extrapost in die Hölle!“ — Oh! Oh! — Lasset uns Buße thun im Sack und in der Asche, lieben Brüder! und mit Furcht und Zittern das Zusammenstürzen des Weltgebäudes erwarten. — Amen! — Friedrich.

Die Brüder.

Novelle.

(Fortsetzung.)

IV.

Acht Tage waren verflossen seit dem Abenteuer an den Ufern des Gardon, und die Befürchtungen, welche dasselbe rege gemacht hatte, waren nach und nach wieder verschwunden. Mouren schien von seinem Benehmen nichts mehr zu wissen, und August glaubte dasselbe auf Rechnung der Trunkenheit schieben zu können. Beruhigter kehrte er wieder zu seinen süßen Gewohnheiten zurück, welche er aus Klugheit unterbrechen zu müssen geglaubt hatte und ging wieder nach dem Häuschen in den Cevennen.

Dem äußeren Anscheine nach hatte sich nichts an demselben geändert, dennoch war es der Schauplatz einer für sein Glück verhängnißvollen Katastrophe gewesen.

Claire, welche eine Woche hindurch allein geblieben war, hatte eine Frage an sich selbst gerichtet. Die Leere, welche sie empfand, die tiefe Traurigkeit, welche ihr diese unerwartete Abwesenheit verursachte, Alles das klärte sie über den Zustand ihres Herzens auf. Was an Lebenserfahrung fehlte, ersetzte das Unglück. Dasselbe macht diejenigen, welche es betrifft, vor dem Alter reif.

Das junge Mädchen suchte sich nicht zu täuschen, sie sah ein, daß sie liebte, daß sie von der Leidenschaft gefaßt sei.

Wie holde Träume sah sie jene Scenen sie umschweben, in welchem August eine Rolle spielte, ihre Spaziergänge in den Kastanienwäldern, ihre Lieblingslectüre und alle Eigenheiten dieser ländlichen Odysee; zwanzig Mal des Tages ging sie auf den Berg, der ihr Beobachtungspunkt war, und da sie ihn nicht kommen sah, stieg sie gebrochenen, schmerzlichen bewegten Herzens hinab.

Das war Liebe, sie fühlte es, und diese Entdeckung brachte sie zu tiefer Entmutigung. Bis dahin hatte sie nicht geglaubt, sich vertheidigen zu müssen, der Stolz des Blutes hielt sie aufrecht, und das Gefühl des Standesunterschiedes behielt seine volle Macht.

An den Aufregungen, von welchen sie bestürmt wurde, erkannte sie nun, daß sie ihre Kräfte überschätzt habe, und daß die Vorurtheile der Geburt ihr ein schlechter Schutz seien.

Es mußten also andere Schranken ihrer schon so lebhaften Neigung entgegen gesetzt werden, und in ihrer achtzehnjährigen Weisheit forschte Claire, welche die schnellsten und wirkungsvollsten sein könnten.

Als August wieder erschien, war sie entschlossen, etwas zu thun, um sich gegen ihr Herz zu sichern.

Der junge Mann bemerkte auf der Stelle diese Stimmung. Die unschuldigen Mienen von früher hatten einem schwermüthigen Zwange Platz gemacht, die schelmische Lebhaftigkeit, die reizende Hingebung waren verschwunden. Claire beobachtete sich, hielt an sich.

Sonst wenn sie ihn von ferne bemerkte, lief sie ihm entgegen, nahm seine Flinte und bediente sich derselben, um ihre Geschicklichkeit zu üben. Dies Mal erwartete sie ihn an der Schwelle ihrer Thür und grüßte ihn mit einem fast schmerzlichen Lächeln.

August schrieb diese plötzliche Veränderung dem Zustande des alten Herzogs zu, mit dem es seit einem Monate täglich schlimmer ging, und um diesem Gedanken zu entsprechen, versuchte er einige Worte des Trostes, als Claire ihn bei der Hand ergriff und zu ihm sagte:

„Herr August, kommen Sie mit mir bis zum Eichwald, ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

Diese Worte, der Ton, mit dem sie ausgesprochen wurden, setzten Gérard in Verwunderung. Niemals hatte sie ihn mit dieser Kälte, diesem Ceremoniel behandelt. Der Zauber war gebrochen, der Traum zerronnen.

Diese so süß, so schnell verflossenen Tage des Glückes sollten jetzt von Verstimmung und Trauer abgelöst werden. Bei diesem Gedanken drohte August's Herz zu brechen. Er suchte die Ursache seiner Ungnade zu errathen und fand nichts, was sie begründen konnte.

Nachdenklich und traurig folgte er dem jungen Mädchen, welche mit einer Art fieberhafter Aufregung voranging, und nachdem sie schweigend und schnell gegangen, kamen sie an dem Orte

an, welchen Claire zur Mittheilung ausersehen hatte.

Der kleine Eichwald krönte einen der letzten Vorsprünge der Cevennen. Häufig hatte das junge Paar dort ganze Tage verbracht in der Bewunderung des Anblickes, welcher sich ihnen darbot.

Von hier aus sah man nach Norden hin die Rücken der hohen Berge, welche durch verschiedene Färbung und ungleichartige Umrisse belebt wurden, während gegen Süden hin die letzten Krümmungen der Bergkette allmählig hinstarben und leise in die Ebene hinübergingen.

Am Fuße des Berges unten im Thale wälzte der Gardon sein schlammiges Wasser und von fern her zeigte sich Mais mit den weißen Häusern und dem dicken Rauche darüber.

An keiner Stelle in dieser Gegend entwickelte die Natur mehr Mannichfaltigkeit und Reichthum.

Es war gleichsam die Grenze zwischen dem Bergleben und dem Leben in der Ebene, und vielleicht wollte Claire, indem sie Gérard dahin führte, symbolisch auf die Vergangenheit hindeuten.

Als sie an das Wäldchen kamen, badeten sich seine Wipfel in einem durchsichtigen Dunste; die Sonne erhob sich, und bis zur Höhe der Berge gekommen, brach sich ihr Licht in blendende Strahlen.

Auf dem halben Abhange wogten die Morgendünste und jene Nebelgebilde, welche in den Thälern sich emporarbeiteten. Die Vögel sangen aller Orten ihr Morgenlied, jedes Blatt, jede Blüthe hatte ihre Perle Thau.

Weder Claire noch August schienen den Eindruck dieser Scenen zu empfinden. Diese so glückliche Natur war im Widerspruche mit dem Zustande ihrer Seelen, die so lachende Landschaft beleidigte, so zu sagen, ihren Schmerz.

Mitten in dem Gehölze war eine Lichtung, von Rosmarinsträuchern umgeben, zwei mit Moos bewachsene Felsblöcke bildeten natürliche Sitze. Dort blieben sie stehen, setzten sich und Claire sammelte sich einen Augenblick, darauf hob sie mit schlecht verhehlter Traurigkeit den Blick zu ihrem Gefährten auf und sagte zu ihm:

„Herr August, wir sehen uns heute zum letzten Mal.“

Auf Alles war Gérard vorbereitet, nur auf eine vollkommene Trennung nicht. Die von Clairen mit fester Stimme ausgesprochenen Worte versetzten ihn in die tiefste Niedergeschlagenheit.

„Mich so zu bestrafen, Mademoiselle, was habe ich Ihnen denn gethan?“ Thränen benezten seine Wimpern.

„Mein Freund,“ versetzte sie mit sanfterem Tone, „rauben Sie mir meine Kraft nicht, ich habe sie im ganzen Maaße nöthig. Für Sie wie für mich ist es Zeit, daß dieses vertrauliche Zusammenleben aufhört. Mit mehr Erfahrung würde ich die Gefahr früher eingesehen haben; Gott gebe, daß es für meine Ruhe nicht zu spät ist.“

„Ja freilich,“ sagte August bitter, „eine vornehme junge Dame kann mit der Liebe eines Bürgerlichen spielen, wenn die Sachen aber zu weit gehen, verabschiedet man ihn.“

„Mein Herr,“ antwortete sie streng, „jedes adlige Mädchen nimmt diese Rücksicht gegen ihr Geschlecht, und niemals wird eine Mersanne dieselbe aus den Augen setzen.“

Der Stolz hatte wieder die Oberhand gewonnen, eine fast gebieterische Würde belebte die Züge Clairens.

Sie stand auf, als wollte sie das Gespräch abbrechen; aber auf dem Gesichte und in der Gebärde August's malte sich eine solche Verzweiflung, daß sie wieder an seiner Seite Platz nahm.

Ein ziemlich langes Schweigen folgte darauf, sie schienen Beide in ihre Gedanken versunken.

Endlich fuhr Fräulein von Mersanne fort:

„Mein Freund, ich weiß, was ich Ihnen und Ihrer Familie verdanke. Schon ohne undankbar zu sein, kann ich Sie nicht vergessen. Glauben Sie daher, daß Ihr Andenken eine große Stelle in meinem Leben einnehmen wird. Ich habe hier die einzigen glücklichen Tage verlebt, die mir vielleicht beschieden sind. Sehen Sie, August, ich bin aufrichtig, Ihr Schmerz ist der meinige, Ihr Kummer kann nicht größer sein als meine Trauer, ewig werden mir die süßen Stunden gegenwärtig und theuer sein, welche wir hier in diesen Bergen verlebt haben. Welches Schicksal mir auch bevorstehe, meine Gedanken werden Sie stets um-

schweben. Also Muth, mein Freund, wollen Sie weniger stark sein als ich, ein Weib?"

Diese mit tiefster Bewegung gesprochenen Worte brachten Gérard wieder zu sich selbst.

Er begriff den Kampf dieses jungen Mädchens mit ihrer Leidenschaft, mit ihrer Pflicht, er sah, daß alle Bitten fruchtlos sein würden, und entschloß sich, bei seinem Opfer dieselbe Größe, dieselbe Resignation an den Tag zu legen.

Der Schritt Claires hatte einen Bruch zum Zweck, aber zu gleicher Zeit war er auch ein Geständniß.

Claire liebte ihn, so viel Glück hatte er niemals zu hoffen gewagt. Sie entfernte sich von ihm, weil sie sich getroffen fühlte.

Die Eitelkeit, welche bei jeder Liebe, selbst bei der wahrsten, sich eine kleine Stelle vorbehält, goß also selbst, ohne August's Wissen einigen Balsam auf seine Wunde. Er war viel ruhiger, als er ihr antwortete:

„Claire, ich will Ihrer würdig sein; ohne sie zu theilen, ehre ich Ihre Vorurtheile. Sprechen Sie, was verlangen Sie von mir? Was gedenken Sie zu thun?"

„Ich habe darüber nachgedacht, eine unverzügliche Abreise ist unerläßlich. Mais ist zu nahe an unserer Hütte, ich muß dieselbe verlassen.“

„Woran denken Sie? das heißt dem Schafott entgegen gehen.“

„Wahrhaftig, ist es dahin mit Ihrer Republik gekommen?“ fragte Claire mit einer ironischen Wendung, „fühlt sie nicht die Kraft, einem jungen Mädchen und einem Greise zu vergeben, der schon nicht mehr das Bewußtsein von seinem vergangenen Leben hat?“

„Leider,“ sagte August mit einem erstickten Seufzer.

„Gleichviel, ich bin entschlossen; heißt das leben, wenn man seinen Freunden zur Last ist? Nein, das muß ein Ende nehmen. Ich werde nach Saintonge gehen mit meinem alten Vater Hand in Hand, und will sehen, ob dort nicht ein Stückchen Erde, ein verborgenes Dach uns bleibt, unter welchem wir ruhen können. Was der arme Benoit nicht thun konnte, das werde ich jetzt vollbringen.“

August schüttelte schwermüthig den Kopf und sagte:

„Claire, Sie kennen die Zeit nicht, in der wir leben. Die Furcht hat jedes Mitleiden erstickt, alle Thüren werden vor Ihnen verschlossen bleiben, man wird Sie anzeigen und ausliefern. Wenn meine Gegenwart Sie stört, werde ich nicht mehr in's Gebirge kommen, will die Gegend ganz verlassen.“

„Nein, mein Freund, wir sind es, die fort müssen, der Aufenthalt hier würde mir drückend sein, ich stürbe davon.“

„Nun gut, so sei es denn, aber nehmen Sie einen letzten Dienst noch an. Morgen werde ich Ihnen einen Wagen, einen Paß unter falschem Namen besorgen, und Alles, was zur Reise nöthig ist. Wenigstens will ich über Ihr Schicksal beruhigt sein.“

„Wie gut Sie sind, August, ich hatte Sie ganz richtig beurtheilt!“

Und sie reichte ihm die Hand, die er mit Küßsen bedeckte. Claire war in sichtlich Aufregung.

Um die Rolle bis zu Ende durchzuführen, welche sie sich vorgeschrieben, hatte sie sich auf's Aeußerste zusammennehmen, ihren ganzen Stolz und Muth zu Hilfe rufen müssen. Gegen Klagen wäre sie weit besser gewaffnet gewesen, die Hingebung August's rührte sie bis in's Innerste ihrer Seele. Halbbesiegt ließ sie ihr Haupt auf die Schulter des jungen Mannes sinken, aber diese Schwäche war nur kurz.

„Mein Freund,“ sagte sie sich erhebend, „diese Augenblicke sind gefährlich für uns, wir wollen sie abkürzen. Ich nehme an, was Sie mir angeboten haben. Der Tag ist vorgerückt und zu unseren Vorbereitungen brauchen wir Zeit. Trennen wir uns, morgen sagen wir uns das letzte Lebewohl.“

Ohne August's Antwort abzuwarten verschwand sie mit der Beweglichkeit der Gazelle im Gehölz.

August folgte ihr mit den Augen, bis sie an der Krümmung des Fußpfades verschwand.

Allein geblieben, fühlte er eine unendliche Leere um sich her, und unwillkürlich breitete er die

Arme dem Himmel entgegen, und rief den Namen derjenigen, die jetzt vor ihm floh.

Wie groß war sein Erstaunen, als seine seltsame Anrufung durch ein höhnisches Gelächter in der Nähe beantwortet wurde und er es dann in den Gebüsch rascheln hörte. Er ging nach dem Orte, von wo ihm das Geräusch zu kommen schien, es war Niemand da.

Er ging durch das ganze Gebüsch und entdeckte Nichts, er glaubte daß seine Sinne ihn getäuscht hätten.

Anderer Sorgen nahmen ihn nun in Anspruch, er mußte daran denken, seine Versprechungen zu halten. Die Sonne stand hoch und es blieb ihm noch viel zu thun übrig. Den traurigsten Betrachtungen hingegeben, ging er auf dem Wege nach Mais zurück.

Ungefähr drei Stunden nach der Zusammenkunft im Eichwalde fand eine andere Scene im Comptoir der Manufactur zwischen zwei Personen statt, die bereits dem Leser bekannt sind.

„Ja, Bürger Pierre, von dieser Seite ist Nichts zu erwarten, August ist nur eine Turteltaube, und das Mädchen des alten Aristokraten eine listige Fliege.“

„Bist Du auch gewiß, daß es war ist, was Du sagst?“

„So wahr als ich Spartacus heiße. Ich habe die Sache ganz von vorne mit angesehen, Bürger Pierre. Ich liebe den kleinen August. Du hattest nicht nöthig, mir anzuempfehlen, daß ich auf ihn aufpasse, ich hätte es schon von selbst gethan. Ich habe ihn ja geboren werden sehen und habe Sie alle Beide in meinen Armen gewiegt.“

„Und Du sagst, daß seine Liebesbestrebungen ihn nicht weiter bringen?“

„Man führt ihn an der Nase herum. Diese Töchter von Aristokraten sind Schlangen. Der Unbestechliche hat wohl Recht, sie hinter Schloß und Riegel zu stecken. Sie verführen unsere jungen Leute und thun unserer Einen und untheilbaren Republik Abbruch.“

„Du bist heute sehr strenge, Mouren.“

„D, es ist auch Ursache dazu, Bürger Pierre. So lange die beiden Kinder in den Bergen umhergingen, wie Vögel, die zum ersten Male aus-

fliegen, dachte ich: — Ganz schön, lassen wir sie nur ihr Gefieder an der Sonne schütteln; das Vaterland kann ihnen darüber nicht böse sein. Vier Monate lang habe ich stets die Blicke auf sie gerichtet, aber von fern. Die Hütte war ruhig, der alte Aristokrat saß halb bewusstlos am Kamine in seinem Lehnstuhle, wenn man mit ihm sprach, antwortete der alte Wolf nicht einmal.“

Der ist, dachte ich, auch nicht der Mühe werth, daß man ihn unter die Guillotine bringt. Nun gut, übrigens waren keine Emissaire in der Umgegend, keine spionirenden Sklaven. Ich sah Alles, beobachtete Alles. Die Verdächtigen konnten auf ihrer Hut sein.

Pierre Gérard schien über die Abschweifungen des Werkmeisters ungeduldig zu werden, er versuchte ihn wieder zu dem eigentlichen Gegenstande der Unterhaltung zu bringen.

„Aber was that August?“

„D, das liebe Lamm! er war in guten Händen. Du kannst glauben, daß er bei ihr die Erklärung der Menschenrechte vergessen hat. Si Teufel, das ist eine listige Hexe!“

„Erkläre Dich deutlicher, Mouren.“

„Die Sache ist folgendermaßen, Bürger Pierre. Heute Morgen habe ich die Stunde ihrer Zusammenkunft abgepaßt und meine Häuschen gefunden. Zehn Schritte von ihnen konnte ich doch Alles mit anhören.“

„Si, was Du sagst?“

„Großes Spektakel, große Erklärung, mit Begleitung von Thränen und alle dem Krimskram.“

„Nun!“

„Nun, die Taube will fliegen, weiter nichts, sie hat lange genug aus August's Hand gegessen und wünscht wieder die Luft zu wechseln.“

„Mouren, Mouren, so sprich doch kurz und ernsthaft.“

„Ich bin ja ernsthaft, wie eine Göttin der Vernunft, Bürger. Wenn der Unbestechliche da wäre, könnte ich nicht anders sprechen. Die Kleine hat Lust zu fliehen.“

„Und August?“

„August opfert sich auf dem Altare des schönen Kindes, er legt einen Paß und die Reisekosten ihr zu Füßen; man hat ihn behext.“

Bei diesen letzten Worten schlug sich Pierre Gérard vor die Stirn, stand auf und ging in außerordentlicher Aufregung auf und ab.

Er hatte Alles begriffen, andere Erläuterungen wurden überflüssig. Indessen hielt Mouren nicht so leicht an, wenn er einmal losgelassen war.

„Ja, das ist der Feldzugsplan, fügte er hinzu. Die Kleine nimmt ihren Vater mit, und August zahlt die Postpferde. Wir werden dem alten Wolfe und seiner Brut Essen, Wohnung, Heizung und Licht gegeben haben, und das Alles ganz umsonst. Nur Aristokraten können solches Glück haben.“

Pierre seinerseits ging noch immer auf und ab, gestikulirte und sprach mit sich selbst, als wollte er seinen eigenen Gedanken antworten; endlich sagte er: „Es ist Zeit, daß ich dazwischen trete . . . Ich habe Unrecht gehabt, sehr Unrecht! sich so anführen zu lassen, welche Kinderei

von ihm.“ Als er wieder auf und ab ging, bemerkte er den Werkmeister wieder, der ihn aufmerksam ansah. Dieser Anblick schien ihn in seinem Entschlusse zu bestärken.

„Komm, Mouren, laß uns nach dem Club gehen, es giebt heute Abend was zu thun.“

„Gut, Bürger Pierre, daran erkenne ich Dich!“ und sie gingen fort.

Am anderen Tage kam August Gérard im Dorfe Cendras mit einem Wagen und allen Vorbereitungen zu einer großen Reise an; zu Fuße ging er in's Gebirge nach dem ihm so bekannten, so lieben Häuschen. Die Thür stand offen, besorgt trat er ein. Man denke sich seine schmerzliche Ueberraschung; die Hütte hatte ihre Gäste verloren, und alle Spuren einer hastigen Abreise waren sichtbar. Die Geächteten hatten ihn nicht erwartet, und Claire war aus den Sevennen fort.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

Baden. Unsere Geschäfte liegen ziemlich darnieder, und es ist leider gar keine Aussicht, daß sich die Sachen bald ändern werden. Während der Herrschaft der Freischaaren trösteten wir uns damit, daß wir dachten, die Geschichte sei zu toll, als daß dieselbe lange dauern könnte; und jetzt, nachdem diese Heillosigkeit vorüber ist, erklärt gar die neue Regierung den Kriegszustand gleich Anfangs, womit doch die Revolution erst geendigt hatte. Ja, wenn diese Maßregel nur die Nothen trübe, dann könnte man sich noch einigermaßen trösten; allein diese sind in Schweizer Sicherheit, und so muß der Theil leiden, der bei der Revolution sich nicht betheiligte, und jetzt nicht nur die Kosten derselben zahlen, sondern zugleich auch der Mittel durch diesen Zustand beraubt werden soll, wieder etwas verdienen zu können! Daß die Sache zwecklos ist, sieht Jedermann ein; allein an Abhilfe denkt man nicht. Feinde haben wir nicht mehr, dagegen eine ganze Armee Beschützer und den Kriegszustand, während des kein Mensch Geschäfte zu machen wagt, noch dazu! Endlich wird der ganze Gewerbe- und Kaufmannstand mit wenigen Ausnahmen die Zahlungen nicht mehr befriedigen können, und so muß die Unlust und das Unbehagen sich endlich der ganzen Bevölkerung bemeistern. Sie können mir glauben, und

Jedermann kann sich davon überzeugen, daß die Auswanderung beinahe allgemein wäre, wenn man sie ausführen könnte. Allein der Mangel an Geld und die Stockung aller Geschäfte machen den Verkauf der Güter unmöglich, sonst würden nicht wie früher Einzelne, auch nicht einzelne Gemeinden, sondern ganze Bezirke einem Auswanderungszuge nach der neuen Welt sich anschließen, um dort vor Revolution und dann später vor den Maßregeln der Alles zertretenden, mit herzlosem Hohne siegreichen Gewalt, sicher zu sein und Geschäfte machen zu können.

Berlin. Aus welcher Sorte, so jammervoll, dieß Mal die zweite Kammer voll, beweist folgende Stelle der selbst servilen Constitutionellen Zeitung aus einem Artikel, worin sie die Deputirten ermahnt, nicht gar zu sflavisch zu sein: „Die Revolution ist besiegt! Heißt das, die Thatfache besteht nicht mehr, ihre Ursachen sind aufgehoben, ihre Wirkungen vernichtet? Fürwahr, nur Verblendung und Wahnsinn könnte das behaupten. Was durch die Waffen besiegt worden, muß die Intelligenz, die wahre, echte Staatsweisheit versöhnen. Die Revolution leugnen, heißt sie verewigen; ihre Ursachen ignoriren, eine zweite, fürchterlichere provociren; ihre Folgen miß-

kennen, einen Miß in die Geschichte machen, denselben Fehler begehen, der die Demokraten als regierungsunfähig darstellt. Die Aufgabe ist, die Revolution zu schließen, die That der Gewalt niederzuschlagen, aber die That des Geistes anzuerkennen. Nicht darin liegt die constitutionelle Regierung, daß man Kammern, sei es auch mit bestimmten, unzweifelhaften Rechten und Befugnissen, hat, sondern daß sie den erleuchteten, den wahren Geist der Nation repräsentiren. Moralisch ist die Einrede, der Protest der demokratischen Partei gegen die Rechtsbeständigkeit der neuen zweiten Kammer nur dadurch zu besiegen, daß sich ihre Mehrheit mit Kraft und Talent auf den Boden des Freisinnß stelle, der allein wahrhaft conservativ ist, und monarchisch im Sinne der Zeit." Aus der jetzigen Kammer kann nur dem Absolutismus, nicht dem Lande Heil erwachsen!

* * Der 6. August ist der Geburtstag der Reaktion in Preußen. Man muß gestehen, daß ein Jahr hinreichte, um die Neugeborene zur vollen Blüthe zu entwickeln. Wir wollen hoffen, daß noch ein Jahr genügen wird, um sie altern und hinwelken zu sehen. Der 6. August 1848 war zur Huldigung aller deutschen Truppen, oder wie es bald richtiger hieß, aller Truppen deutscher Fürsten an die Centralgewalt und den Reichsverweser bestimmt. Da wagte es zuerst die Reaktion unter der Gestalt des specifischen Preußenthums offen hervorzutreten mit der Anklage, daß man Preußen, das geliebte preußische Vaterland nicht aufgehen, sondern untergeben lassen wolle in einem noch unbekanntem und unfaßbaren einigen Deutschland; daß man an das ruhmvolle preußische Heer die Anforderung stelle, sich aufzulösen, um ein unselbstständiges Glied eines Heeres zu werden, das in sich keine Einheit, keinen Halt habe, dessen Aufgabe man nicht kenne und von dem man nicht wisse, wessen Befehlen es einst werden folgen müssen. Da hieß es endlich, daß diesem Heere nur darum ein neuer Eid aufgebürdet werde, um die Kraft des Eides zu schwächen, den es seinem angestammten Könige geschworen, und auf diesem Wege den Thron erschüttern und endlich umstürzen zu können. — Dieser Augstruf des Preußenvereins, wir dürfen es nicht leugnen, fand ein Echo an demjenigen Theil des Volkes, der es noch nicht begreifen konnte, daß durch ein wahrhaftes Aufgehen in Deutschland Preußen nicht untergeben, sondern mächtiger wiedergeboren würde, der mit dem Eintritt des preußischen Heeres in die Wehrkraft des deutschen Volkes den Untergang eines selbstständigen preußischen Staates fürchtete. Die Regierung wußte diese augenblickliche Stimmung im Volke zu ihrem Vortheil auszubeuten und sich

vor Allem des Heeres zu versichern, daß sie gegen die allgemeine Stimmung der öffentlichen Meinung in Schutz zu nehmen schien. Die Reaktion, die lange einen solchen Moment mit Sehnsucht erwartet hatte, besaß plötzlich einen festen Boden für ihre Wirksamkeit. Und von diesem Tage an, das ist die traurigste Seite dieser Erscheinung, ist das specifische Preußenthum die Kraft und die Stütze der Reaktion, die schwarzweiße Kokarde das Symbol derselben geworden. — Die schwarzroth-goldenen Farben, die der König von Preußen zuerst an seine Brust heftete, als er, von der sittlichen Macht der Bewegung ergriffen, sich an die Spitze derselben stellen wollte, sie werden verdächtigt und gehaßt von denen, die sich die alleinigen Stützen dieses deutschen Königs nennen und die Farben, die bisher in Deutschland das Symbol des Staates waren, der den Beruf hatte, die Fahne der deutschen Freiheit und Einheit voranzutragen, sie dienen zum Wahrzeichen derer, die die Zerrissenheit des deutschen Volkes, die Vernichtung der deutschen Freiheit wollen.

(National-Zeitung.)

* * Am 2. August Nachmittag fand vor der Wache der Schuzmannschaft auf dem Spittelmarkt ein großer Auslauf statt. Ein Schuzmann hatte eine Frau, welche mit rothen Nelken handelte, von der Ecke der Breiten-Straße dorthin gebracht. Das Publikum war sehr aufgeregt, man konnte jedoch nicht genau erfahren, ob die rothen Nelken oder der unerlaubte Handel mit Blumen die Verhaftung veranlaßt hatte; das Erstere wurde wenigstens behauptet.

* * Die Const. Zeitung enthält folgendes Gesandte: Treubund für Kinder: Da die Lorbeeren zweier Grafen mich nicht schlafen lassen, so beabsichtige ich, auch welche zu pflücken. Herr Graf Luckner hat einen Treubund für Männer, Herr Otto Graf Schlippenbach einen Treubund für Frauen eingerichtet, es bleiben mir also nur noch die Kinder übrig, und mit ihnen gedenke ich mit Gottes Hilfe einen Treubund zu stiften, der keinem der andern etwas nachgeben soll. Zulässig sollen sein: alle selbstständige Knaben und Mädchen, auch wenn sie der dienenden Klasse angehören, die Herr Otto Graf Schlippenbach aus seinem Treubund ausschließt. (Siehe das „Organ“ desselben, die „Vossische Zeitung“.) Als „selbstständig“ betrachte ich aber jedes Kind, welches allein zu gehen und nöthigenfalls sich selbst die Nase zu putzen versteht. Alle Ammen, welche Herr Otto Graf Schlippenbach zurückweist, haben Zutritt, jedoch ohne Stimmrecht. Richtung und Zweck des neuen Bundes sind genau dieselben, wie die seiner beiden ältern Brüder. Die erste

Versammlung wird noch näher angezeigt werden. Berlin, den 2. August 1849. Pflasterstein, Urwähler. — Auch Kinder, welche nur erst kriechen — Hauptbeschäftigung der Treubunde — können, finden Aufnahme.

* * Bei den vielen socialen Fragen und Experimenten wird es von Interesse sein, auf die „Berliner gemeinnützige Baugesellschaft“ aufmerksam zu machen, deren zehn erste Gesellschaftshäuser — in verschiedenen Stadttheilen paarweise erbaut — nächstens eingeweiht und bezogen werden. Die Miether je eines Hauses bilden eine Genossenschaft, denen das Haus sofort als gemeinschaftliches Eigenthum gehört. Die im Durchschnitt 15 pCt. unter den sonstigen Miethspreisen sich haltenden Miethen für gesunde, schöne, geräumige Wohnungen produciren insofern ein Eigenthum, das jederzeit beim Ausziehen eines Miethers von der Gesellschaft baar abgekauft wird und im fünften Jahre schon den Preis einer jährlichen Mieth, im fünfzigsten aber 400 bis 1000 Thaler beträgt, wenn der Miether dann seine Wohnung nicht als volles, freies Eigenthum behalten will. Den Aktionären der Gesellschaft ist dabei ein Zinsgenuss von mindestens 6 pCt. garantiert. Dieses Eigenthum producirende, billigere und gesündere Wohnen mit einer sicheren Verzinsung der Kapitalien, die genaue Sonderung der Familien in abgeschlossenen Wohnungen mit Gemeinschaftlichkeit von Bade-, Wasch- und Garten-Räumen, Einkäufen im Großen, Spielplätzen, Bibliotheken u. s. w. ist die sociale Eigenthümlichkeit dieser Association.

* * Zu den jüngsten Lorbeeren meines herrlichen Kriegsheeres ist der Krawall zu zählen, der vor Kurzem die Poststraße durchtobte. Ein sehr ruhiger Bürger, der die mit den Waffen umher Rasenden beschwichtigen wollte, wurde zusammengehauen und ist an seinen Wunden gestorben. Der Märtyrer neupreußischer Militärdisciplin heißt Gütke und war Oberaufseher bei der Straßenreinigungsanstalt. Der Ermordete hinterläßt eine Wittwe und vier unerzogene Kinder. Die Thäter haben, so weit bis jetzt bekannt geworden, noch keinen Orden erhalten, obschon die Treue bekanntlich auch in der Uebertreibung schön ist.

Frankfurt a. M. Von Platen's Polenliedern, die sich in den Cotta'schen Ausgaben seiner Werke nicht finden, ist in der literarischen Anstalt eine besondere Ausgabe erschienen, die jetzt wohl bedeutenden Absatz finden wird.

Karlsruhe. Während die Karlsruher Zeitung ihre traurige Aufgabe, den Nachweis zu

liefern, daß in Baden ungeheure Summen verschleudert sind, in ihrem Hauptblatt fortsetzt und sich dazu der Quittungen bedient, die von einzelnen Civilcommissären u. s. w. über empfangene Diäten, 2 Fl. 30 Kr. für den Tag, ausgestellt sind, während sie mit gutgesinnten Ekel der entsetzlichen Greuelszenen gedenken muß, die passirt sind, als einige Freischaaren den Wein in einem Keller auslaufen ließen: schweigt sie sorgfältig über die Niedermeglung der Freischaaren auf dem Kirchturm zu Ubstadt, hat sie kein Wort über Dortu, kein Wort über Kinkel, keine Regung der Menschlichkeit für das Schicksal der Tausende von Gefangenen, der Tausende von Landesflüchtigen. Sie lenkt aber in ihren täglichen Beilagen den Blick auf das unsägliche Elend, das der eiserne Gang der Justiz durchwandelt. Die zahllosen Steckbriefe, die aus jedem kleinen badischen Orte den Flüchtigen nachgesandt wurden, muß man täglich und immer wieder sehen, um diese Rieserverfolgung für möglich zu halten. Jetzt mischen sich unter diese Urkunden criminalistischer Thätigkeit andere Actenstücke, die das Elend nach einer andern Seite hin beleuchten. Die Flüchtigen kommen nicht wieder. Jetzt legen die Gerichte Beschlagnahme auf das Vermögen derselben. Das Karlsruher Stadtamt hat an einem Tage das Vermögen von 99 Flüchtigen mit Beschlagnahme belegt.

Leipzig. N. Frankl in Wien, der Verfasser des Heldengedichts Don Juan d'Autria, hat einen Cyklus lyrischer Gedichte, betitelt: „Wiener Gräber“, erscheinen lassen. — Die in der Nationalzeitung angezeigte Schrift von Berthold Auerbach: „Tagebuch aus Wien, von Latour bis Windischgrätz“, hat in J. G. Taylor einen englischen Uebersetzer gefunden.

Mannheim. In der Dorfschule eines Ortes bei Mannheim ließ der Schulmeister seine Schüler und Schülerinnen jeweils nach Beendigung des Unterrichts, der auch größtentheils „politischer Natur“ war, folgendes Liedchen singen:

Hecker, Struve, Biz und Blum,
Kommt und bringt die Preußen um!

Dieser Volkserzieher hat nun Gelegenheit, weil er aus seinen Deutschen etwas Anderes machen wollte, als gehirn-plombirte Sklaven, in den Mauern des Gefängnisses über seine Unterrichtsmethode nachzudenken.

Paris. Mehre katholische Geistliche geben eine Zeitschrift heraus unter dem Titel: Revue des réformes et des progrès, welche die Streiter auf kirchlichem Gebiete vermehrt. Ihr Programm lautet: Eine katholische Kirche mit sichtbarem

Oberhaupt, doch entschieden getrennt vom Staate und ohne weltliche Macht des Papstes. Haupt-Redacteur ist der Abbé Chantôme.

Rom. Mazzini hat Rom verlassen: die demokratischen italienischen Journale protestiren feierlich dagegen, daß diese Abreise eine Flucht sei!! Auch Armellini nahm von seinen Freunden Abschied mit den Worten: „Laßt den Muth nicht sinken! Die Frage ist nur vertagt, nicht gelöst und trotz meines Alters, lebe ich sicher noch lange genug, um die Republik hier wieder einzusetzen!“ Vor seiner Abreise erließ Mazzini noch folgende Proklamation im Namen des Triumvirat's: „Im Namen Gottes und des Volkes! Römer! Die rohe Gewalt hat Eure Stadt unterworfen, aber Eure Rechte nicht im mindesten geändert oder vermindert. Die römische Republik lebt ewig in dem Willen der freien Männer, die sie gegründet, in der freiwilligen Zustimmung aller Elemente des Staates, in dem Glauben der Völker, die Eure lange Vertheidigung bewundert haben, und in dem Blute der Märtyrer die für sie unter unsern Mauern starben. Es steht den Eindringlingen zu, ihre feierlich gegebenen Versprechungen zu brechen. Gott verläßt die Seinen nicht! Unterwerft Euch also mit Standhaftigkeit der Prüfung, die Er Euch eine Zeitlang auferlegt, und mißtraut der Zukunft nicht! Die Gewalt hat stets nur eine kurze Dauer, und sicher ist der Triumph einem Volke, das hofft, kämpft und duldet für das Recht und die heilige Freiheit. Ihr habt glänzende Proben Eures militärischen Muthes abgelegt; gebt sie jetzt von Eurem bürgerlichen. Bei Allem, was Euch heilig ist, Bürger, haltet Euch rein von jeder feigen Furcht, von jedem niederen Egoismus. Möge die ganze Welt stets den Unterschied zwischen Euch und den Eindringlingen sehen. Rom kann ihr Lager sein, nie aber ihre Stadt. Betrachtet Jeden als Verräther, der mit seinem Gewissen unterhandelt, und von Eurer Stadt in das feindliche Lager übergeht. Die europäischen Mächte können nie zugeben, daß Rom eine Eroberung Frankreichs oder einer andern Nation werde. — — Laßt der Besitznahme den Charakter der Eroberung; zieht Euch vom Feinde zurück, und Europa wird nicht zögern, seine kräftige Stimme zu Euren Gunsten zu erheben. Niemand kann die friedliche Manifestation Eurer Wünsche verhindern: organisiert

öffentlich deren Ausdruck! Laßt Eure Magistrate mit Ruhe und Festigkeit erklären, daß sie freiwillig der republikanischen Form anhängen, sowie der Abschaffung der weltlichen Herrschaft des Papstes, und daß sie jede Regierung für ungesetzmäßig halten, die nicht frei vom Volke gebilligt und anerkannt ist. Mögen aus jedem Quartier der ganzen Stadt Listen mit tausenden von Unterschriften bedeckt, denselben Glauben bezeugen und dasselbe Recht anrufen! Laßt in den Straßen, im Theater, auf den öffentlichen Plätzen stets denselben Ruf ertönen: „Nieder mit der Priesterherrschaft! Es lebe das freie Stimmrecht!“ Alle, welche der Republik den Eid geleistet, müssen ihre Stellen niederlegen, sobald das päpstliche Wappen sich erhebt. Man kann ein ganzes Volk nicht einsperren. Man kann die Menschen nicht zwingen, sich zu erniedrigen. Ihr erniedrigt Euch aber für immer, Ihr Römer, wenn Ihr, nachdem Ihr dem ganzen Europa zugerufen, daß Ihr frei sein wöllt, nachdem Ihr für die Freiheit gekämpft und Tausende Eurer Brüder verloren, Euch der Sklaverei unterwerft und sozusagen mit Eurer Niederlage Euch abfindet. Römer! Eure Väter waren groß, nicht so sehr, weil sie zu siegen wußten, sondern weil sie in den Leiden nie verzweifelten. Im Namen Gottes und des Volkes seid groß, wie Eure Väter! Heute wie damals habt Ihr eine Welt zu beschützen — die italienische! Eure Versammlung ist nicht aufgelöst! Eure Triumvirn, obgleich ihre öffentliche Thätigkeit durch die rohe Gewalt gehemmt ist, erwarten nur den günstigen Augenblick, um sie von Neuem zu berufen!“

Wien. Eine Sonnambule in dem Dorfe Bressbaum, sechs Meilen von Wien, macht durch ihre Wahrsagungen großes Aufsehen in der Kaiserstadt und deren Umgegend. Sie hat unter Anderem für die zweite Hälfte dieses Jahres nichts Geringeres verheißt als Einzug der Magyaren in Wien im October und Aufrufung der deutschen Donaurepublik. Der Ortspfarrer und der sie behandelnde Arzt haben eidlich erhartet, daß die Hellscherin im verfloffenen Jahre die wichtigsten Begebenheiten unserer Revolutionsperiode prophezeit habe, namentlich den Ausbruch der Octoberrevolution und den Sieg der Ungarn über Windischgrätz. Beide Herren, der Pfarrer und der Arzt, sind keine Demokraten, sondern gehören zu den „Gutgestunten“.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.